

DER FRANZÖSISCHE ESEL

Roman

Zweite überarbeitete Ausgabe mit Zeichnungen des Autors

Synopsis

Ein bulgarischer Student, der vorübergehend als Reiseführer an der Schwarzmeerküste arbeitet, verliebt sich in ein Mädchen aus Ostberlin. Während ihrer kurzen Liebe schließen sie Freundschaft mit einem kleinen Esel aus dem Ferienort. Mehr im Spaß sagt Ingrid zu Dimtscho, daß sie sehr gern ein so liebes Tier bei sich zuhause hätte. Minuten bevor das Flugzeug die deutschen Touristen wieder zurück nach Berlin bringt, verspricht er, ihr ein solches Geschenk zu machen. Es stellt sich heraus, daß seine Gefühle stärker sind, als sonst bei solchen Urlaubsbekanntschäften üblich. In dem Bergdorf, wohin er gefahren ist, um einen Esel zu erstehen und somit sein Versprechen einzulösen, trifft er jedoch eine andere junge Frau. Er nimmt die Stelle eines Aushilfslehrers in der Dorfschule an und bleibt den ganzen Winter. Die neue Liebe ist wieder asymmetrisch – dieses Mal hat das Mädchen die stärkeren Empfindungen. Zum Ende des Winters aber, als die Dinge diametral anders stehen, und das verblässende Bild der einen durch die lebendige Anwesenheit der anderen abgelöst ist, ist es schon zu spät. Es ist jene ewig wiederkehrende, nach Heines Worten *uralte Geschichte* passiert, in der das Mädchen *aus Zorn den erstbesten Mann* heiratet. Der Romanheld sieht sich so in dem Bergdorf auf einem gekauften und nicht verschickten Esel sitzen bleiben.

Die Geschichte wird vom Autor sehr sachte erzählt, unaufdringlich und aus dem Blickwinkel des Romanhelden selbst. So wird sie zu einer Art Biographie seines Erwachsenwerdens. Man könnte sie als Variation zu verschiedenen Themen deuten, z.B. ein Mann zwischen zwei Frauen, oder ein junger Mann erzieht seine Gefühle vor der Natur usw. Die Tugenden des Romans für seine heutigen Leser liegen, meines Erachtens, woanders. Sie entspringen aus der glaubhaften, offenen und ruhigen (was nicht die Emotionalität der Personen anbetrifft) Erzählweise.

Mladen Wlaschki, Auszüge aus dem Artikel "Wo ist der Französische Esel heute" in der Zeitung "Demokratie heute", 25.05.2007

Ich habe das Gefühl, dies ist ein Buch, das ein Auffächern des Potentials verschiedener kritischer Theorien ermöglichen würde – das Darlegen der großen Konstrukte der Narratologie, die Dekonstruktion und die rezeptive Ästhetik, die modernen und postmodernen Erzählmethoden usw., d.h. es ist ein sehr literarisches Buch, ein vielschichtiges Buch.

N.P..B., "Roman wie der französische Esel" in "Literaturzeitung", 4-10.07.2007

FRAGMENTE AUS DEM ROMAN:

S. 40-43

Zum Schluß sei noch gesagt, daß es in der Stadt ein Museum gibt. Wer das Museum besichtigen möchte, kann mit mir mitkommen. Und ich gehe in die Richtung, die mit Bleistift auf Magdalenas zerknitterten Matritzenblättern als Skizze gekritzelt, angegeben war. Eine Gruppe von etwa dreißig Personen geht mit. Während ich den einen oder anderen Passanten anhalte und frage, wo genau sich das Museum befindet, schmilzt die Gruppe wie Speiseeis in der Sonne. Zum Schluß sehe ich nur noch etwa zehn Leute um mich: Jene mit dem platinblonden Haar, die mich am Flughafen nach der Wassertemperatur in Jugomoretz gefragt hatte, eine andere, rothaarig und etwas kleiner, den langen, der ewig mit ihnen zusammen ist, eine ältere Frau, den kleinen mit der Goldbrille und ein paar weitere. Wie sich herausstellt, ist auch das Museum in einem Kirchenbau untergebracht. Vor dem Eingang stehen ebenso Feigenbäume. Ich übersetze die Aufschriften unter den Ausstellungsstücken. Hier und da werfe ich etwas aus der bulgarischen Geschichte dazwischen. Der rundliche mit der goldumrandeten Brille will alles wissen. Der lange hört nur beiläufig hin. Die ältere Dame blieb auf der Bank unter dem Feigenbaum sitzen, die rothaarige kauft Postkarten am Eingang, und die Blonde hört mir wortlos zu.

Ganz in der Nähe ist eine winzige Kirche – ein einfacher viereckiger Bau, nicht höher als vier Meter. Ich erkläre, daß man während der Türkenherrschaft so bauen mußte. Die Türken hatten es nicht zugelassen, daß christliche Gotteshäuser höher als ihre Moscheen auftrugen. Der lange ist zurückgeblieben. Jetzt kommt er näher, schaut auf das niedrige Gebäude und lacht laut:

"Was! Ist das etwa auch eine Kirche?"

Der kleine blickt streng durch seine Brillengläser.

"Was ist daran so komisch?"

"Ich meinte nur, daß wir uns unter Kirche etwas ganz anderes vorstellen."

"Dimtscho hat doch gerade eben erklärt, daß die Türken..."

Und der kleine wiederholt, was ich über die Türken gesagt hatte.

"Horst", wendet sich die ältere an den langen, "Dich dürfte man in keine bulgarische Kirche lassen. Du brichst mit dem Kopf durch die Decke."

Endlich läßt sich auch die blonde vernehmen.

"Kennen Sie Kurt Tucholsky?"

"Nein."

"Er hat so was wie ein Essay: 'Die Kunst, ein schlechter Tourist zu sein'.

Das müssen sie lesen."

Anschließend sitzen wir auf der Terasse des alten Casinos am Hafen. Alle sind bester Laune, Nessebar gefällt ihnen. Mir ebenfalls. Vielleicht hätte ich ihnen nicht sagen sollen, daß ich zum ersten Mal hierher komme, bin doch ihr Reiseführer, hab's ihnen aber doch gesagt.

Der lange Horst raucht Pfeife. Sie steht ihm gut, seine Pfeife. Er entspricht voll und ganz meinen Vorstellungen von einem nordischen Menschen. Groß, breitschultrig, mit rötlichem Gesicht, blonden Haaren und spitzer Nase. Woher hab' ich bloß diese Vorstellung? Aus Filmen vielleicht, in denen amerikanische Schauspieler so tun, als seien sie Wikinger. Oder aus Büchern, aus den zwei Bänden Geschichte der altdeutschen Literatur zum Beispiel, die ich im Winter vor zwei Jahren im Antiquariat aufgetrieben habe. Farbige Miniaturen mit blonden rotwangigen Männchen: Tristan im Zweikampf mit Morolt, Parsifal an der Tafelrunde König Artus', die Minnesänger auf der Wartburg. Die anderen bereiteten sich auf ihre Prüfungen anhand der

Mitschriften vor, und ich, weil ich selten zu den Vorlesungen ging, hatte nichts mitgeschrieben und mußte aus diesen zwei Bänden lesen. Die gotischen Buchstaben haben mir fast die Augen ausgestochen.

Der kleine mit der Brille heißt Gunther. Immer wieder stellt er Fragen. Anscheinend möchte er nicht, daß ich mich isoliert fühle.

Die ältere ist überaus gesprächig. Sie lispelt ein wenig, und ab und zu versteht man nicht was sie sagt. Sie hat ein schwarzes Gesicht, lange Nase und Riesenringe an den Ohren. In meinem Kopf ist auch eine vage Vorstellung von ihrem Namen. Irgendwann taucht auch der Kellner auf. Sie hat uns fast den Rücken zugekehrt, spricht mit jemandem am Nachbartisch, und ich wende mich an sie mit der Frage: "Und für Sie, Frau Holle? Was soll ich bestellen?"

Und alle prusten vor Lachen.

Frau Holle ist eine Gestalt aus Grimms Märchen, so was wie eine Hexe.

"Halle, nicht Holle", berichtigt mich die rothaarige. Und betrachtet mich wohlwollend aus ihren schläfrigen Augen.

Am Nachbartisch sitzen zwei in ausgewaschenen Matrosenhemden und Hosen aus dreckiger, blauer und grober Baumwolle. Um den Kopf trägt der ältere ein rotes Tuch, unter den ergrauten Haaren auf seiner Brust sind bläuliche Linien auszumachen. Frau Halle versucht in Zeichensprache ihm zu erklären, sie wolle seine Tätowierung sehen. Schließlich kapiert es der jüngere und hebt das Hemd des älteren an. Ein linkisch skizziertes Frauenprofil und darunter eine Zahl – 1929.

"Schöne Dame", kommentiert Frau Halle.

"Was meint die, Chef?", fragt mich der jüngere.

Die blonde berührt sacht meine Hand. Fragt mich, ob ich ihr zehn Minuten erübrigen könnte. Sie müßte ein Telefongespräch beantragen¹. Wir gehen zur Post und kommen anschließend wieder zum Hafen zurück. Ein Kind bietet ihr einen Aschenbecher aus bunten kleinen Muscheln an. Der Bengel ist dreckig und rotznäsig, der Aschenbecher häßlich. Sie kauft ihn.

Ihr Name ist Ingrid. Sie studiert Industrieästhetik in Berlin.

An den steinernen Stufen zum Casino treffen wir drei ihrer Bekannten. Sie sind in einem Hotel am Sonnenstrand untergebracht und sind heute ebenfalls zur Besichtigung Nessebars gekommen. Das Hotel, das ihrer Gruppe zugewiesen wurde, gefällt ihnen nicht. Die anderen seien herrlich. "Sehr moderne Architektur", sagt einer. "Und alles ist von westlichen Architekten geplant", erklärt ein zweiter. Ingrid schaut mich für einen Augenblick an. Vor einigen Stunden, als wir Sonnenstrand besichtigten, hatte ich erklärt, der gesamte Komplex sei von bulgarischen Architekten gebaut, überwiegend Frauen. Das steht zwar nicht auf den kopierten Seiten Magdalenas, ich weiß aber, daß es stimmt.

Sie fragen Ingrid nach Jugomoretz aus und bedauern, nicht selbst einen ähnlichen, etwas unzivilisierteren Ort aufgesucht zu haben.

"Ich weiß nicht", zuckt Ingrid mit den Schultern. "Mir persönlich gefällt Sonnenstrand sehr."

"Mir nicht", erklärt eine ihrer Bekannten, ein großes schlankes Mädchen mit sich von der Sonne pellender Nase. "Es ist alles sehr sauber und modern, man hat gar nicht das Gefühl, in Bulgarien zu sein. Wenn man so viel Geld ausgegeben hat, um ein Balkanland zu sehen, dann sind die Erwartungen anders".

¹ In jener Zeit gab es in kleineren Orten Bulgariens keine selbstvermittelten Ferngespräche. Sie mußten bei der Post extra beantragt werden. – Anm. des Übers.

Ingrid hört ihr zu, sieht mich an, und ihre Augen lachen.
"Sie müssen Tucholsky lesen", sagt sie zu mir, nachdem sie sich von ihren Bekannten verabschiedet hat.

.....

S. 48-50

Die Rückfahrt von Nessebar verlief folgendermaßen:

Das Programm sieht vor, daß die Gruppen drei Stunden in Burgas verbringen. Burgas ist die größte Stadt in der Nähe von Jugomoretz. In diesen drei Stunden bummeln die Ausländer durch die Geschäfte und machen Einkäufe. Bereits im Casino von Nessebar kam Kliment zu mir und sagte, wir müßten eine Stunde früher ins Camp zurück. Sie müßten eine Extrafahrt zum Flughafen machen, die drei hätten eine Ruhepause nötig. Er sieht mir dabei in die Augen, wie ein Freund, der seinen Freund um einen Gefallen bittet, als ob er nicht derselbe Kliment wäre, der mich seinen Bus nach der zermantschten Melone putzen ließ.

"Wir werden Leute kutschieren, das ist in der Nacht, und wir müssen ein Nickerchen machen, um keinen Mist zu bauen."

Und ich sagte: In Ordnung.

Also stellte ich mich in Burgas an die Bustür und eröffnete, daß wir anstatt um 18, um 17 Uhr nach Jugomoretz abfahren.

Eine Revolte brach aus. Ich selbst mag es überhaupt nicht, in Geschäfte zu gehen, in meiner Vorstellung ist Burgas zudem nicht die Stadt, in der es etwas besonderes zu kaufen gibt, und ich hatte nicht erwartet, daß die eine Stunde, die ich ihnen abzunehmen gedachte, so wichtig sein würde. Die Erklärung mit der bevorstehenden nächtlichen Tour der Fahrer war nicht besonders überzeugend. Daran hätte man doch früher denken sollen, was ist das für eine Organisation, wieso wird nur ihrer Gruppe der Aufenthalt verkürzt.

Zhetcho, Kliment und Meto, obwohl keine Neulinge im Tourismus wie ich, sahen ebenfalls erschrocken aus. Irgendwann rief Zhetcho mir durch den Lärm zu: "Laß sie doch!" Ich hatte gerade dasselbe vor, als eben in diesem Augenblick ein großer kahlköpfiger Mensch auf die Stufe des Busses neben mir stieg. Er war aus der Berliner Gruppe, hatte bisher sehr höflich mit mir gesprochen, schien aber jetzt der empörteste von allen. Dicht vor meinen Augen schlug er einen Ausweis auf, damit ich und alle anderen begreifen, daß er kein zufälliger Mensch ist, und sagte laut:

"Der Bus fährt um 18 Uhr."

Und stieg von der Stufe.

Und ich sagte, genau so laut:

"Der Bus fährt um 17 Uhr."

Und stieg ebenfalls herunter.

Wahrscheinlich haben wir beide sehr komisch ausgesehen, denn ein paar von den jüngeren Typen, die das ganze Geschnatter nur beobachteten und denen es anscheinend vollkommen egal war wann wir abfahren, kicherten.

Als alle schon den Bussen den Rücken gekehrt hatten, hörte ich Meto zu Zhetcho und Kliment sagen: "Warum macht ihr denn das jetzt?". Woraus mir klar wurde, daß ihnen überhaupt keine Nachtfahrt bevorstand.

Um 17 Uhr waren alle auf ihren Plätzen. Wie sich herausstellte, war in Burgas tatsächlich nicht viel zu sehen. Nur ein-zwei Leute beschwerten sich, daß sie sehr hastig hätten einkaufen

müssen. Und ich war die ganze Zeit durch die Straßen und Läden marschiert, um jedem zu helfen, den ich traf.

Glaube, der Ausflug verlief ganz gut. Ich sah keine schiefen Blicke, fühlte mich dennoch doof. Während der Scherereien hatte das Grüppchen, mit dem ich in Nessebar Freundschaft geschlossen hatte, Neutralität bewahrt. Nur der kleine Gunther legte sich ein wenig mit einem Ehepaar an. Ich hörte ihn erklären, daß ich unentgeltlich als Reiseleiter arbeite, und daß es nicht um meinen Feierabend ginge, sondern darum, daß die Fahrer übermüdet seien. Die weißhaarige Ingrid stand zwei Schritte von der Tür entfernt, wendete ihren Blick mal mir, mal den anderen zu und machte dann so wütend kehrt, als der Mensch mit dem kahlen Schädel mir seinen Ausweis vor die Nase hielt, daß das lange platinweiße Haar sich um ihren Körper schlang. Sie sagte aber nichts mehr über Kurt Tucholsky. Anscheinend hatte der Zirkus, den wir mit Zhetcho, Kliment und Meto veranstalteten, ihren kritischen Pathos den Landsleuten gegenüber etwas gedämpft.

.....

S. 62-66

Um elf klopfe ich an die Tür, an der ein weißes Schild mit der Aufschrift "Despred" hängt. Ich warte bis der Uniformierte sein Telefongespräch beendet. Endlich hängt er ein.

"Was gibt's?"

"Sie sagten, ich soll um elf Uhr hier sein, um den Käfig zu wiegen."

"Was für einen Käfig?"

"Mit dem Esel."

Wir gehen gemeinsam nach draußen, hieven den Käfig samt Esel auf die Waage. Er holt einen Formularblock mit Blaupapier hervor, schreibt.

"Wem schickst du diesen Esel?"

"Einer bekannten Familie in Berlin."

"Wozu brauchen die den?"

"Ich weiß nicht."

"Und was zahlen die dir?"

"Nichts werden sie zahlen. Ich schicke ihn als Geschenk."

"Glaub' ich nicht."

Es hat überhaupt keinen Sinn, ihn überzeugen zu wollen, daß ich keinen Handel treibe. Offensichtlich will er mir keine Steine in den Weg werfen, kann aber seine Kommentare nicht zurückhalten:

"Große Schlaumeier seid ihr letztens geworden."

Er bezeichnet nicht näher wer wir sind, die so große Schlaumeier geworden seien. Zeigt nur zum Ende des Flurs.

"Geh zu Georgieva, die dir den Ladeschein ausstellt, denn wir haben keine Zeit. Zimmer neun."

"Wo soll ich zahlen?"

"Bei mir. Sag ihr 51 kg zusammen mit dem Käfig."

Georgieva ist eine strenge fünfzigjährige Frau. Sie legt vier Formulare aus feinem gelbem Papier in die Schreibmaschine ein. Die Maschine ist mit lateinischen Buchstaben.

"Adresse?"

"Berlin. Mozartstraße 111."

Schnell hat die Maschine die Adresse eingetippt. Dann noch etwas. Georgieva schlägt ein Büchlein mit Tabellen auf.

"51 Kilo sagten Sie?"

"Ja."

"Das macht 450 Lewa und 93 Stotinki."

"In Ordnung."

"Die medizinische Bescheinigung."

"Was für eine Bescheinigung?"

Sie nimmt ihr Brille ab, als ob nur die sie daran hindert, mich mit ihrem Blick zu erschießen.

"Haben Sie keine medizinische Bescheinigung?"

"Was für eine Bescheinigung soll ich haben?"

"Vom Bakteriologischen Institut. Daß das Tier gesund ist."

In meinen Kopf bohren sich wütende scharfe Nadeln. Die kleine und bis zu diesem Augenblick kühle Amtsstube füllt sich mit feuchter Hitze, so als sei ich vollkommen angezogen direkt in ein Dampfbad getreten, und an meinem Körper beginnen sofort Schweißperlen herabzurinnen.

"Warten Sie. Ich war im Büro von 'Despred', Sie wissen, Ihr Büro, das beim Nationaltheater, und dort hat man mir nichts von einer medizinischen Bescheinigung gesagt."

"Sie haben Ihnen bestimmt was gesagt."

"Nein, haben sie nicht."

Georgieva faßt die vier Formulare aus feinem gelbem Papier mit zwei Fingern an und zieht sie aus der Maschine. In dem Moment, da sie sie zusammenknüllt und sie in den Papierkorb befördert, stehe ich allein mit dem Esel da, mitten in Sofia.

"Moment! Warten Sie, bitte!"

"Worauf soll ich warten?"

"Ich werde die Bescheinigung besorgen. Wo ist dieses... wie war das noch mal... Bakteriologische Institut?"

"Bratja-Paschovi Straße."

"Und was genau muß ich dort sagen?"

"Da gibt's nichts zu sagen. Sie bringen Blut des Tieres hin und warten."

"Blut? Was für Blut? Wie soll ich Blut abnehmen?"

"Mit einer Spritze."

Da sind die Nadeln wieder in meinem Kopf. Wenn ich jetzt frage, weil mir nichts besseres einfällt, wenn ich also frage wie ich es anstellen soll, dem Esel eine Spritze reinzustecken und – am wichtigsten – wo ich diese Spritze hernehmen soll, wird sie die Formulare sofort zerreißen. Also beeile ich mich zu sagen:

"In Ordnung. Bis zum Abflug sind es noch zwei Stunden. Wie lange, meinen Sie, brauche ich, um das mit der Bescheinigung zu erledigen?"

"Zehn Tage. Wenn Sie heute das Blut hinbringen und sie bitten, können sie sich vielleicht bereit erklären, es auch in einer Woche zu machen."

Sie stippt die drei Blatt Blaupapier aus den vier gelben Formularen, die Formulare zerknittern zwischen ihren Fingern, und die gelbe Kugel fliegt in den Papierkorb.

Fünf Minuten später bin ich bei Ivanov, dem Vorgesetzten von Georgieva. Ivanov ist ein verhältnismäßig junges Männchen mit einem Hundegesicht, aber einer jener Köter, deren Schnauze einem dicken und ewig grimmigen Opa ähnelt. Da er der Chef ist, hat sein Zimmer – im Unterschied zu Georgievas – Südlage. Und obwohl es schon Anfang November ist, scheint

die Sonne stark durch's Fenster, und vielleicht ist das Männchen deshalb sauer und schwitzt. Während ich mit ihm rede, wandern seine Augen von mir zu seinem riesigen Schreibtisch und zurück, so daß er mich jedes Mal von Kopf bis Fuß abmißt. Ich erkläre, daß ein Mißverständnis vorliegt, man habe versäumt, mir von der medizinischen Bescheinigung zu sagen, der Esel sei jetzt am Flughafen, das Dorf, in dem ich ihn gekauft habe, sei 200 Kilometer von hier, ich könne ihn jetzt nicht mehr zurückbringen, außerdem seien die Leute, denen ich den Esel schicke, vorgewarnt und würden am Berliner Flughafen warten...

Nicht mal ein Laut einer Antwort.

Da ich nichts mehr zu sagen habe, beginne ich meine Argumentation rückwärts zu wiederholen: Was soll ich jetzt mit einem lebendigen Esel in Sofia anfangen, der Lastwagen, der ihn herbrachte, ist wieder abgefahren, das Dorf ist 200 Kilometer entfernt, ich habe von dieser medizinischen Bescheinigung nichts gewußt, sonst hätte ich sie besorgt, warum sollte ich keine Bescheinigung holen...

Endlich ändert sich Ivanovs Gesichtsausdruck:

"Du willst also einen Esel verschicken?"

"Ja."

"Mit dem Flugzeug."

"Ja"

"Nach Deutschland?"

"Ja."

"Junge, du setzt dich am besten auf deine vier Buchstaben!"

Damit ist das Gespräch beendet.

Ich renne zum Bus. Das Wichtigste jetzt ist es, daß Kuntscho immer noch vorhat, die Wasserhähne zu kaufen und hoffentlich noch nicht nach Ostar Kamak losgefahren ist, sobald er seine Geschäfte erledigt hat.

.....

S 172 – 176

Ich gehe hinaus Richtung Zementtreppe der Post. Sie liegt genau gegenüber, am anderen Ende des Dorfplatzes. Einige Sekunden verharre ich vor der Tür im dunklen Flur, dann klopfe ich an.

"Ja".

Mladena ist allein im Zimmer.

"Wieder ein Ferngespräch mit der Mozartstraße?"

"Wieder".

"Für wann?"

"Sagen wir für morgen."

"Warum nicht sicherheitshalber für einen anderen Tag?"

"Gut. Für Donnerstag."

"Warum legen Sie nicht ab?"

Ich ziehe meinen Mantel aus. Sie setzt sich vor den Apparat.

"Soll ich Ihnen den Namen und die Adresse sagen?"

"Hab' sie schon."

Sie reicht mir das Formular. Auf die gleiche Art und Weise wie vor einer Woche.

Da sie etwas vorgebeugt sitzt, hat sich ihr Haar nach vorn verschoben. Ich sehe den dunklen Flaum an ihrem Nacken und zwei Sommersprossen, die eine wesentlich größer als die andere.

"Warum sind Sie gestern bei Trifonovs so schnell weggegangen?"

Sie hängt den Hörer an der Seite des Apparats ein und wendet sich mir zu:

"Ich fühlte mich verlegen. Alles nur unbekannte Leute, und alle starren mich an, als ob ich ein Tier im Zoo wäre. Und immerzu soll ich essen. Ich kann nicht essen, wenn man mir zuschaut."

Eine Pause tritt ein. Mladena unterbircht sie als erste:

"Und Sie?"

"Was?"

"Warum waren Sie so schweigsam?"

"Mir war nicht gut. Ich weiß auch nicht was los war."

"Sie haben mich in Verlegenheit gebracht."

"Wirklich?"

"Ja."

"Womit?"

Sie zuckt mit den Schultern.

"Habe ich Sie auch angestarrt?"

"Schrecklich!" Die Antwort schießt sofort aus ihr heraus. "Wie irgendeinen Käfer unter der Lupe. Haben Sie nicht gemerkt, daß ich schwitzte?"

"Nein."

"Ich ging mit Vergnügen hin. Zum ersten Mal war ich in diesem Dorf zu Besuch eingeladen."

"Ich auch. Entschuldigen Sie bitte."

"Macht nichts."

Schweigen. Ich unterbreche es:

"Wer hat Sie eingeladen?"

"Trifon. Er ist ein Kollege von Onkel Ivan. Sie arbeiten zusammen."

"Das war der, der das Schwein geschlachtet hat. Kenne ihn."

"Er hat es geschlachtet?"

"Nein. Es war, glaube ich, jemand anders. Ich kam zu spät. Dann hatte ich mein Messer vergessen. Mußte noch mal zu den Trifonovs, um es zu holen."

"Sie hatten ein Messer dabei?"

"Na ja."

Sie lacht.

"Haben Sie deshalb so geguckt?"

"Wie?"

"Als ob sie jemanden schlachten wollen."

"Mir war nicht gut. Was heißt 'Bujuklija'?"

"Ein großer Mensch, denke ich. Hier gibt es eine solche Familie – die Bujuklievs."

"Sie aber sind nicht besonders groß."

"Wir sind degeneriert. Mein Großvater hat dieses Dorf so um 1930 verlassen. Ich bin in Pleven geboren."

"Ich erinnere mich. Sie haben's mir letztes Mal gesagt."

"Ich bin fast so groß wie Sie. Für eine Frau ist das nicht wenig."

"Was?"

"Die Größe. Für eine Frau ist sie nicht klein."

"Jetzt sind Sie beleidigt."

"Warum sollte ich?"

"Sie sind nicht so groß wie ich. Wir haben mindestens zehn Centimeter Unterschied."

"Stimmt nicht."

"Stehen Sie auf", sage ich.

"Warum?"

"Zum Vergleich."

Ich erwarte zwar nicht, daß sie mir wegen dieser Worte die Tür weist, ich erwarte aber auch nicht, daß sie aufsteht. Sie erhebt sich jedoch. Der höchste Punkt ihrer Stirn reicht mir etwa bis zur Nase. Das dauert vielleicht zwei Sekunden. In der nächsten ist das Mädchen wieder beim Apparat. Es weht mir kein Hauch von Parfum entgegen. Sein Haar ist frisch gewaschen, das Gesicht blaß, ohne eine Spur von Make-Up. Es sagt:

"Ich habe den Antrag wieder für 17:30 Uhr gestellt. Ohne Sie zu fragen."

"Macht nichts. Ist gut so."

Jetzt müßte ich eigentlich gehen, denn ich habe hier nichts mehr zu tun. Andererseits ist mir ganz klar bewußt, daß ich im Grunde ohne Anlaß da bin. Und da ich nicht gehe, sollte ich etwas sagen.

"Sie haben nichts über das Ergebnis gesagt."

"Was für ein Ergebnis?"

"Vom Vergleich."

Ich spüre, daß meine Worte kratzbürstig klingen werden, mir fällt aber nicht anderes ein. Das Mädchen schweigt kurz und fragt:

"Und wie groß ist sie?"

"Wer?"

"Ingrid Kirchbach."

Mein Gespür hat nicht getrogen. Sie hat meine Worte als Zank aufgefaßt. Ich muß etwas antworten.

"Das kann man schwer beurteilen."

"Warum?"

"Weil sie zusammengeklappt herumläuft."

"Wie zusammengeklappt?"

"Na so. Sie stützt sich auf so was wie... einen Stock. Mit einem Knauf oben. Aus Elfenbein."

Mladena sieht mich mit weit aufgerissenen Augen an.

"Wie alt ist sie?"

"So um die siebzig."

"Und Sie lassen sie zur Post gehen?"

"Ja, aber sie geht nicht."

Ihre Augen starren mich immer noch erstaunt an, ihr Mund ist halboffen. "Was ist sie doch naiv!", geht mir durch den Kopf, es kommt aber Leben in sie und sie prustet los:

"Ich glaube, Sie flunkern mich an."

.....

Am Nachmittag las ich das letzte Kapitel aus "Doktor Faustus". Ich schlief ein, zugedeckt mit einer dünnen Decke. Ich stellte keinen Wecker, denn ich wußte – sobald die zwei Holzscheite im Ofen ausgebrannt sind, werde ich vor Kälte aufwachen. Im Traum oder vielleicht in den kurzen Wachphasen erschien mir ein blauäugiges ausgemergeltes Gesicht mit blondem Bart. Ob das der distinguierte Held Thomas Manns war oder dieser unglückliche Dorfpope? Warum hat er wohl der Kutte entsagt? Warum ist er die weißen Mauern der Dorfhäuser hochgeklettert, um darauf zu malen, warum ist er zur See gegangen und wo hat er bloß seine Hure Hyafalta aufgelesen, um ihretwegen seine Gebeine in einem fremden Land zurückzulassen?

Ich stehe neben der nassen Mauer. Am Tag war's sonnig, und ein Teil des Schnees ist die Steine heruntergeschmolzen. Es wird schon dunkel, und die grellen Farben, mit denen Krali Marko und Mussa Kessedjija dargestellt sind, zeichnen sich nicht mehr so deutlich auf dem weißen Mauerwerk ab wie an jenem Dezembernachmittag, als ich das Bild zum ersten Mal betrachtete.

Kein Mensch weit und breit. Am kleinen Holztor ist keine Klingel angebracht. Wie soll ich reinkommen? Rufen? Und was? "Mladena..."? Scheint mir ziemlich dumm. "Baj² Ivan?..." Ich suche aber nicht nach Baj Ivan. So an der Mauer zu stehen, geht aber auch nicht mehr. Jeden Augenblick kann jemand die Straße entlangkommen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die Augen einer Klatschtante mich schon aus den Fenstern nebenan beobachten. Also drücke ich die Klinke am Holztor und gehe hinein. Bis zur Tür des Erdgeschosses sind es etwa zehn Schritte. Bevor ich sie mache, schaue ich mich um: Was könnte ich mir schnappen, sollte ein wütender Hund mich anfallen wollen. Da sind ein paar dünne und krumme Holzstäbe, die in der Erde stecken, wahrscheinlich seit dem Sommer, damit sich die Tomaten daran hochschlängeln. Es gibt auch Holzscheite, fein säuberlich unter einer gefegten und glatten Betontreppe gestapelt.

Eine Verteidigung wird nicht nötig, es öffnet aber auch niemand auf mein Klopfen hin. Ich klopfe erneut, wieder keine Antwort. Jetzt muß ich also schon gehen. Es wird peinlich, im Garten dieses fremden und leeren Hauses zu stehen. Ich mache einige Schritte in Richtung Gartentor und höre hinter der Tür des Hauses ein Geräusch. Wie von einem leeren Metallgefäß, das auf etwas hartes stößt. Jetzt klopfe ich zum dritten Mal, schon sehr stark.

Ich höre eine Stimme. Unverständlich zwar aber eine Stimme. Ich öffne. Hinter der ersten Tür folgt eine weitere. Ich öffne auch diese.

Das Mädchen steht mit dem Rücken zu mir, über einem großen Holztrog gebeugt. Sein Rücken ist nackt und weiß, ohne jede Spur sommerlicher Sonne. Die linke Hand steckt in seinem Haar, die Rechte hält einen blauen Blechnapf.

"Tante Minka, bist du es?"

"Nein, ich bin's. Ich warte draußen."

Vielleicht schüttet sie den Inhalt des Napfes in Richtung Tür. Ich schließe sie sofort und habe daher keine Zeit, ihre Reaktion mitzubekommen. Und um die Sache noch irrealer zu machen, lacht mir über den nackten Ästen des Nußbaumes ein weißer Mond entgegen, wie der verzinnte Boden des großen Suppentopfes, den ich umgestürzt neben dem Trog gesehen hatte. Wie lange habe ich wohl auf der Straße gestanden, bevor ich mich durchgerungen hatte, diesen Garten zu betreten? Als ich von zuhause losging, war es noch Tag.

Der Hund, dessen Angriff ich vorhin erwartet hatte, taucht jetzt auf. Er springt mich zwar nicht an, knurrt auch nicht, wedelt aber auch nicht besonders gastfreundlich mit dem Schwanz. Sitzt einfach nur da in drei-vier Meter Entfernung und schaut mich an. Das Licht der

² In Bulgarien übliche Anrede für einen älteren Mann, den man respektiert. – Anm. des Übers.

Straßenlaterne beleuchtet ihn sehr gut. Ich habe das Gefühl, er weint gleich, denn seine Augen sind traurig, mit den inneren Winkeln nach oben gehoben, und darin lese ich ermattete Mißgunst.

Die Tür hinter meinem Rücken öffnet sich.

"Kommen Sie herein."

Die Dielen auf der Innenseite der Schwelle sind trocken. Ebenso die Tür selbst. Also hat Mladena ihren Napf nicht in meine Richtung geschüttet. Während ich meinen Mantel ausziehe, steht sie neben dem glühenden Herd, ihr Haar – noch naß und gerade erst gekämmt – sieht noch schwarzer aus als sonst, und in ihren Augen erblicke ich vielleicht so etwas wie ein Lachen.

"Ich habe geklopft, Sie haben mich aber nicht gehört."

"Doch. Habe doch aufgemacht."

"Ja, aber Sie dachten, es wäre Ihre Tante... wie war doch gleich der Name..."

"Minka", fügt das Mädchen kurz angebunden hinzu und meint: "Ich mußte mir die Haare waschen, denn ich kann mich so nicht ausstehen. Sie haben mich auf der Post aufgehalten. Wollen Sie Platz nehmen?"

"Danke."

"Hier ist das Bild."

Wir sind in einem Raum im Erdgeschoß, der kleiner und irgendwie verwinkelter ist als der, in dem die Siromach Mitjovs leben. Das Haus muß wohl von gutsituierten Leuten gebaut worden sein, es ist viel älter als das Mitjov-Haus, die Balken an der Decke sind vollkommen schwarz, schwarz sind auch die Fensterrahmen, wie auch der mit ziemlich grober Schnitzerei verzierte Pfosten rechts vom Herd. Dahinter ist so etwas wie eine Nische, aus der ein Schrank hervorsticht, und über dem Schrank, direkt auf die Wand gemalt, ist ein Bild.

"Oben ist eine Nachttischlampe, die muß ich wohl holen, sonst sehen Sie nichts."

Die einzige Glühbirne, die von den Balken herunterhängt, beleuchtet die Nische tatsächlich nur sehr schwach.

"Nicht daß Sie sich verkühlen."

"Ich zieh mir was an. Bin in zwei Minuten wieder da."

So wie sie in ihren Schlappen ist, zieht sie ihren mir schon bekannten dunkelblauen Mantel an, bindet ein Tuch um ihren Kopf und geht hinaus.

Neben dem Fenster steht eine Nähmaschine. Wer weiß wessen weibliche Hand hier das Sagen hat, wahrscheinlich die von Tante Minka, deren Namen ich eben gehört hatte, aber dieser ganze ebenerdige Raum sieht wesentlich gemütlicher aus als bei Siromach Mitjo. Die Regale an den Wänden, wo die Teller und Tassen stehen, sind mit weißen Deckchen mit Spitzenrand bedeckt, an der Wand hinter dem Herd ist mit Reißnägeln eine jener altmodischen einfarbigen Stickereien befestigt – eine große Frau mit seltsamer Frisur gießt anmutig etwas, vielleicht Tee, aus einer Kanne einem Wesen unbestimmten Geschlechts ein, das an einem runden Tischchen sitzt und viel unbeholfener gestickt ist.

Mladena kommt mit der Lampe zurück, zeigt mir die Steckdose, ich stlöpsele dort den Stecker ein, und sie richtet das Licht auf die halbdunkle Nische. Das Bild ist in anderen Tönen gehalten als das draußen. Die Farben sind nicht so grell und klar, man sieht die Versuche, Licht und Schatten darzustellen, das Sujet zeigt deutliche Merkmale einer Imitation. Ein Schloß an einem See, ein Boot, und in dem Boot Mann und Frau. Im Unterschied zu Krali Marko und Mussa Kessedjia sind hier die beiden Gesichter viel besser eingefangen. Die Frau ist im Profil, mit geneigtem Kopf und sieht den neben ihr sitzenden Mann irgendwie von unten an. Und der Mann, in dessen Händen niedergeschlagen ein Musikinstrument liegt – Gitarre oder Mandoline – sieht nicht die Frau an, sondern frontal, mir direkt in die Augen.

"Sehr naiv, nicht wahr?", sagt Mladena.

"Warum?"

"Weil Sie lachen."

"Ich lache wegen etwas anderem."

"Über mich? Weil ich Ihnen das Bild zeige?"

"Nein. Vorhin hat mich ein Hund draußen genauso angeschaut wie dieser Mensch hier."

Sie sieht genauer hin. Das Gesicht des Mannes ist gelb-grün. Die Enden seiner Augenbrauen sind nach oben gerichtet, und zwar von der Innenseite.

"Er ist irgendwie sehr..."

"Trübsinnig", füge ich hinzu.

"Sieht so aus, als ob sie ihm untreu ist."

"Glauben Sie?"

Mladena hebt den schlaffen Schirm der altersschwachen Nachttischlampe hoch und hält sie weiter auf die Nische gerichtet.

"Sie sehen sich nicht an. Irgendwas stimmt nicht."

"Warum waren Sie in Trojan?"

"Bitte?"

"Warum waren Sie in Trojan?"

"Hatte etwas zu erledigen."

Sie stellt die Lampe auf den Tisch und zieht den Stecker heraus.

"Was machen wir jetzt? Ich habe Ihnen nichts anzubieten."

"Macht nichts."

"Möchten Sie einen Schnaps? Ich habe Schnaps."

"Trinken Sie mit?"

"Mag ich nicht. Lieber trinke ich Wein. Ist aber keiner da."

"Dann trinken wir eben nichts."

"Wir könnten ihn heißmachen."

"Was?"

"Den Schnaps."

"Wissen Sie wie man das macht?"

"Nein. Wissen Sie's nicht?"

"Ich hab's mal gesehen, bin aber nicht sicher. Versuchen wir's."

Mladena holt aus dem Schrank eine hohe, halbvolle Flasche heraus. Dann sieht sie sich nach einem Gefäß um, ist sich nicht sicher, was sie nehmen soll und fragt mich:

"Brauchen wir einen Napf?"

"Napf oder einen kleinen Wasserkessel."

Sie hockt sich ganz unten vor den Schrank und wühlt im untersten Fach. Sie trägt etwas dunkelbraunes, das vorne von oben bis unten zugeknöpft ist, ein Kleid oder ein Morgenrock – ich verstehe nicht viel von Damenkleidung. Und da es im Zimmer nicht gerade eben warm ist, brennt im Herd ein Feuer, durch die einfachen Fenster zieht es aber, und deshalb hat sie auch noch eine Strickjacke in lila an, wenn ich die Farbe richtig deute. Ihre Beine sind schlank und lang, von Beinen verstehe ich mehr, habe ja schließlich etwas Erfahrung als Strandkavalier.

"Nehmen Sie doch den blauen Napf, mit dem Sie Ihre Haare gewaschen haben."

"Geht es denn damit?"

"Warum nicht."

"Ich spüle es eben. Mein Haar sieht sicher fürchterlich aus."

"Überhaupt nicht. Meiner Meinung nach."

"Sie haben mich auf der Post aufgehalten."

Sie gießt Schnaps in den Napf ein.

"Reicht das? Halb voll."

"Noch ein bißchen. Der Schnaps verdampft."

"In Ordnung. Und was jetzt? Zucker?"

"Ja."

"Wieviel?"

"Sagen wir – zwei Löffel. Ihre Hausbesitzer, warum sind die nicht da?"

"Sind irgendwo zu Besuch. Kommen aber wieder."

"Das Feuer muß sehr stark sein."

"Ich lege Holz nach. Gefällt Ihnen das Bild?"

"Ja."

"Ist aber sehr naiv."

"Ist ja nichts dabei."

"Ich weiß."

Sie steht am Herd, auf dem der blaue Napf abgestellt ist, und dreht darin einen Löffel im Kreis.

"Haben Sie gemerkt, daß dieser Theodossij... Was ist er?"

"Ein entfernter Verwandter."

"Er hat die vier Jahreszeiten dargestellt. Und die vier Teile eines Tages."

Sind." "Das habe ich nicht bemerkt. Habe nur gesehen, daß da Sonne und Mond gleichzeitig

"Hören Sie auf, mit diesem Löffel zu rühren. Ist doch kein Brei."

"Wie lange muß das kochen?"

"Kocht es schon?"

"Nein."

"Es müssen Blasen aufsteigen, und der Schnaps muß blubbern."

Sie läßt den Napf in Ruhe, stöpselt den Stecker wieder in die Dose und richtet die Lampe erneut auf die halbdunkle Nische.

"Wo sind die vier Jahreszeiten?"

"Hier."

Das Schloßdach ist mit Schnee bedeckt. Links blüht der Mohn, die Blätter der Bäume rechts sind gelbrot. Über dem Mohn scheint die Sonne, während der Schnee und die nackten Bäume um das Schloß von einem sichelförmigen Mond beschienen werden.

"Und hier geht die Sonne auf", ruft Mladena freudig aus, reicht mir die Lampe und geht hin, um den roten Streifen zwischen den Köpfen der beiden Verliebten zu berühren."

"Kann auch der Untergang sein, wer weiß", sage ich.

"Sieht für mich aus wie dieser, wie hieß er noch..."

"Wer?"

"Der georgische Maler. Pirosmani."

Ich spüre, daß ich das Licht, statt auf das Bild, direkt auf das Gesicht des Mädchens gerichtet habe, halte die Lampe aber beharrlich in dieser Stellung.

"Woher kennen Sie Pirosmani?"

"Ich hatte Freunde, die Maler sind."

"In Pleven?"

"Nein, in Sofia. Warum halten Sie die Lampe so?"

Ich denke, ich weiß den Grund. Dieses blaße Gesicht mit diesen schmalen, in Erwartung meiner Antwort hochgeschobenen Augenbrauen, wiederholt unwahrscheinlich genau den gequälten Ausdruck des Mannes im Bild.

Das ist natürlich völliger Blödsinn, ich werde es ihr nicht sagen. Ich kann aber auch nicht, sogar wenn ich's wollte, denn plötzlich flammt hinter mir ein grelles Licht auf, und Mladena stößt einen durchdringenden Schrei aus:

"Oh, mein Gott!"

Ich werfe die Lampe zur Seite und schaue mich nach einem Tuch oder Kleidungsstück um, denn nur so kann man brennenden Schnaps löschen. Auf dem Stuhl liegt ihr Kopftuch, damit bedecke ich den Napf.

Die Flamme verschwindet als wäre sie nie dagewesen. Das Mädchen sieht mit weit aufgerissenen Augen zu. Dann umarmt es den Holzpfeiler, wie wenn sie sich festhalten würde, um nicht umzufallen und lacht wie verrückt.

"Hauptsache das Feuer ist aus", sage ich.

"Müssen wir jetzt nachgießen?"

"Nein, das würde alles verderben."

Sie holt Gläser und stellt sie auf den Tisch. Zaghafte irgendwie. Sieht mich an. Ich frage:

"Was ist?"

"Ich weiß nicht. Die Wirte kommen jeden Augenblick zurück. Wenn Sie möchten, können wir raufgehen."

"In Ordnung."

"Ich weiß, daß zum Glüh Schnaps eingelegtes Gemüse paßt, ich weiß aber nicht wo es ist. Ich traue mich nicht, etwas anzufassen. Geht es mit Käse?"

"Klar."

Sie nimmt einen Teller, ich den heißen Napf. Fasse ihn mit einem Taschentuch an. In der anderen Hand trage ich meinen Mantel.

Der Hund ist nicht mehr vor der Tür. Es ist sehr kalt geworden. Wir steigen die steile Außentreppe empor. Wir brauchen keine Lampe anzumachen, der Schnee beleuchtet die Betonstufen.

Ihr Zimmer ähnelt sehr dem meinen. Wieder weiße Wände und weiße Vorhänge, der Ofen ist aber viel solider, für Kohlen vorgesehen, obwohl darin jetzt Holz brennt. Das Bett ist mit einem roten, handgewebten Bauertuch bedeckt, an der Wand daneben hängt ein Wandteppich: Ein langes Stück weißen Stoffes, in dessen Enden und Mitte mit blauem Garn je ein Engel aufgestickt ist. Die drei Engel tragen einen langen Rosenkranz, ebenfalls in blau gestickt. Darüber hängt ein Bild hinter Glas. Kommt mir bekannt vor. Das ist eine farbige und wie es scheint weit verbreitete Reproduktion aus Anfang der 40-er Jahre. Drei Kätzchen, jedes mit einem farbigen Band um den Hals, haben ihre Augen neugierig auf einen bunten Papagei gerichtet.

Ich frage erst gar nicht wo ich mich hinsetzen soll. Es gibt nur zwei Möglichkeiten – das Bett und der einzige Stuhl. Ich nehme den Stuhl. Mladena geht hinaus und kommt mit einem zweiten Stuhl zurück, der viel niedriger ist. Dann legt sie zwei Scheite ins Feuer.

Der Teller steht auf einem niedrigen Tischchen. Bevor sie ihn dorthin stellte, hob Mladena eine runde Sptzendecke weg und warf sie aufs Bett. Jetzt sitzen wir beim Ofen – ich auf dem hohen Stuhl, und sie auf dem niedrigen, das Gesicht zur Ofentür gerichtet, durch deren Löcher man die Flammen leuchten sieht.

"Zum Wohl!"

"Zum Wohl!"

"Das ist nicht schlecht"

"Nein", stimmt sie mir zu. "Vielleicht hätte ich etwas mehr Zucker hineingeben sollen."

"Nein. Dann würde es einem Likör ähneln. Ist gut so."

Schon beim Eintreten hier hat mich eine irgendwie unüberwindbare Befangenheit befallen. Während wir noch unten waren, hatte ich noch Selbstbewußtsein. Es scheint, auch sie ist in einem solchen Zustand. Sitzt da, spielt mit ihren schlanken Fingern am herabhängenden Griff der gußeisernen Ofentür und schweigt.

"Na dann, zum Wohl!", sage ich.

Sie nippt an ihrem Glas.

"Ich hätte Sie nicht hierher bitten sollen."

"Warum?"

Sie hebt die Schultern.

"Soll ich gehen? Ich kann sofort gehen."

"Wie Sie möchten."

Ich bleibe.

"Kommen Sie morgen, um Ihr Gespräch zu führen?"

"Morgen? War es für morgen? Sicher."

"Lieben Sie sie sehr?"

"Wie bitte?"

"Ingrid."

"Ich weiß nicht."

"Warum haben Sie mich angelogen?"

"Was habe ich gelogen?"

"Daß sie alt ist."

"Erzählen Sie mir etwas über sich."

"Was soll ich erzählen?"

"Was Sie möchten."

Sie schweigt. Dann läßt sie den gußeisernen Griff des Ofens los und sieht mir direkt in die Augen.

"Ich möchte Ihnen sagen, daß das sehr schön ist."

"Was?"

"Das, was Sie mit diesem Mädchen machen."

"Was mache ich denn?"

Sie lächelt.

"Ich kann Ihnen Photos zeigen. Habe eine ganze Schachtel mitgebracht, weiß auch nicht warum. Vorgestern hatte ich angefangen, sie durchzusehen, und fand es sehr interessant. Hatte vergessen wie ich war."

Und während sie noch spricht steht sie auf, geht in die Ecke des Zimmers, holt aus einem Koffer eine Pappschachtel hervor und stellt sie auf den Tisch. Ich greife nach einem der Photos. Sie sagt:

"Das ist aus der Mittelschule."

Ein kleines Mädchen mit Zopf schaut mich mit weit geöffneten Augen an. Die Augen sind nicht groß, haben aber lange dichte Wimpern, und die schmalen Augenbrauen sind leicht in die Höhe geschoben.

"Und das ist am Meer. Bin nur zwei Mal dort gewesen. Einmal im Pionierlager und nochmal als Schülerin."

Ein lockenköpfiger Kerl in Badehose hat seine Arme um zwei wesentlich jüngere Mädchen geschlungen – das eine blond, das andere schwarzhaarig, beide in Badeanzügen. Das blonde sieht recht rundlich aus. Am Handgelenk, das über der Schulter des schwarzhaarigen hängt, ist eine Uhr. Das Gesicht des lockenköpfigen zeigt deutlich einen siegessicheren Ausdruck.

"Wer ist das?"

"Ein Dummkopf. Und das ist vom Institut."

Das Photo einer Wanderung in den Bergen. Ich frage, ob das im Vitoschagebirge ist, da ich hinter den Menschen riesige abgerundete Felsen sehe, wie Moränen. Mladena sagt: "Ja. Die Goldenen Brücken." Sie sieht sich ein Photo mit gezackten Rändern etwas genauer an und steckt es weg. Ich frage nicht warum.

Draußen wird eine Tür zugeschlagen. Der Hund bellt kurz, man hört Menschenstimmen.

"Die Hauswirte?", sage ich.

"Ja", sagt sie.

Wir machen mit den anderen Photos weiter. Ich höre nur mit einem Ohr zu wie sie über Begebenheiten erzählt, die ihr interessant erscheinen, Charakteristiken von irgendwelchen Peters und Koljos abgibt, die die auf Photopapier verewigten Gesellschaften unterhalten haben, sowie eine etwas zusammenhanglose und hier und da mit traurigen Einzelheiten wiedergegebene Geschichte von einer Freundin, die in der 10. Klasse Selbstmord begangen hat.

Mladena hat ihren Stuhl verrückt, und jetzt sitzen wir auf einer Seite des Tischchens – ich oben, sie etwas tiefer. Neben den verstreuten Photos steht der Teller mit dem unberührten Käse.

Eine der Photographien ist in sehr großem Format. Sie liegt ganz unten, doch Mladena zieht sie heraus, bevor sie an der Reihe ist. Vielleicht weil sie merkt, daß ich meinen Blick darauf richte. Und ich blicke dahin, weil ich ein bekanntes Gesicht sehe.

"Das ist eine Schauspielerin, nicht wahr?"

"Ja. War aber in der Parallelklasse. 11 a. Gefällt Ihnen mein Kleid?"

"Was ist das? Der Abiturball?"

"Ja. Auf dem Photo sieht man's nicht, aber es ist vor dem Zweiten Weltkrieg gemacht. Das Hochzeitskleid meiner Mutter. War ein großes Neuzuschneiden."

"Das kann aber nicht Pleven sein. Wo haben Sie Abitur gemacht?"

"In Sofia."

"Warum?"

"Mein Vater spielte einige Jahre in einem Militärorchester. Dann sind sie nach Pleven zurück, und ich blieb in Sofia."

"Den kenne ich auch."

"Emil. Hat Physik studiert. Hat diese hier geheiratet, Rumi. Ihr Gesicht ist nicht ganz zu sehen, wird vom Turnlehrer verdeckt. Ein Jahr später wurden sie geschieden."

"Was machen Sie hier?"

"Wo?"

"In diesem Dorf. Spitzer Stein."

Sie wirft das Photo auf den Tisch.

"Und Sie?"

Und hier war's mit der Logik vorbei. An dieser Stelle des Gesprächs hätte ich ihr von Ingrid und dem Esel erzählen sollen oder auch nicht, ich hätte mir irgendetwas ausdenken oder auch schweigen können. Wie dem auch sei, da stand ihre Frage im Raum, der meine Frage vorausgegangen war. Das, was danach kam, war jedoch alles andere als eine Antwort.

Ich legte eine Hand um ihren Nacken, ihr Haar war noch naß, sie stieß den Tisch beiseite, und danach küßten wir uns – lange und ohne das Licht auszumachen. Später löschten wir das Licht – sie oder ich – ich weiß nichts mehr. Ich erinnere mich nur an Fingernägel in meinem Rücken und später daran, daß sie mir unsagbar lange nicht erlaubte, sie auszuziehen, und als ich dann hätte beides tun können – sie schlagen oder gehen – stieß sie meine Hand beiseite und hob, so wie sie auf dem Rücken lag, ihren Unterkörper an und zerrte mit beiden Händen das herunter, was ich so lange auszuziehen versucht hatte. Es flog wie ein aufgescheuchter weißer Vogel in die Finsternis, schlug gegen die Tür und fiel auf den Boden. Sie hatte es mit aller Kraft dahin geschleudert.

"Frag mich nicht! Frag gar nichts! Ich werde es dir morgen sagen. Frag nicht."

.....

Seite 273 – 274

"Warum bist du gerade nach Spitzer Stein gekommen, um Arbeit zu suchen", fragt mich Mladena. "Warum bist du nicht in Sofia geblieben?"

"Was hätte ich in Sofia tun können?"

"In einer ganzen Stadt? In einer so großen Stadt kann es doch nicht unmöglich sein, Arbeit zu finden.

"Ich habe keinen Beruf. Das, was ich mache, ist doch kein Beruf."

"Und später?"

"Was später?"

"Wenn du mit der Uni fertig bist."

"Ich habe nicht vor, fertig zu werden."

Sie sieht mich verwundert an. Hat ihre Wange auf die Hand gestützt. Ihr schlanker Ellebogen steckt tief im Kissen. Unter dem Fenster bellt unruhig der Hund von Siromach Mitjo. Ich strecke meinen Arm aus, um die Nachttischlampe auszumachen.

"Nicht, ich möchte dich sehen."

"Warum?"

"Nur so. Laß uns ein wenig bei Licht plaudern. Dreh sie nur um, damit sie mich nicht blendet."

Ich drehe die Lampe zur dünnen weißen Gardine. Auf dem Fensterbrett liegen zwei Quitten. Sie sind schon schwarz geworden und riechen anders, nicht so wie im Herbst. Werde sie wohl wegwerfen müssen.

"Vielleicht bist du wegen des Esels hier?"

"Warum wegen des Esels?"

"Nur so. Um ihm nahe zu sein. Aus Liebe."

"Für den Esel?"

"Nicht für den Esel."

"Wir hatten uns doch verstanden, nicht mehr über dieses Thema zu sprechen."

"Vorhin, als ich die Schublade öffnete, um nach Streichhölzern zu suchen, habe ich ein Medaillon gesehen."

"Ja. Ich hab dir gesagt von wem das ist. Soll ich es wegwerfen?"

"Nein, du brauchst es nicht wegzuwerfen."

Vier Tage war sie weg aus dem Dorf Spitzer Stein. Sie nahm vier Tage Urlaub und fuhr nach Pleven. Sind mir lang vorgekommen, diese vier Tage.

"Dimtscho?"

"Ja."

"Warum sagst du nichts?"

"Sage ich nichts?"

"Seit einer halben Stunde reden wir nicht mehr."

Ich schaue auf die Uhr und sage:

"Stimmt nicht."

"Was stimmt nicht?"

"Daß wir eine halbe Stunde nicht mehr reden. Ist noch keine halbe Stunde her."

"Weißt du, daß das beleidigend ist?"

"Was beleidigt dich?"

"Daß du so wenig mit mir sprichst."

"Aber ich spreche doch mit dir!"

"Du sprichst von so kleinen, unbedeutenden Dingen oder du schweigst."

"Über welche bedeutende Dinge sollte ich denn reden?"

"Über dich zum Beispiel."

"Ich bin kein bedeutendes Ding."

"Siehst Du? Das ist doch kein Gespräch."

"Soll ich etwas Musik finden?"

"Ja, mach. Besser wir schweigen zur Musik."

Seit einigen Tagen haben wir ein Radio. Einen alten, kleinen, tragbaren Empfänger. Die Kordel ist verklemmt, und der Zeiger, der die Stationen zeigt, bewegt sich manchmal und manchmal nicht. Der Gena hat's mir gegeben. Aus diesem Anlaß nannten wir es Gentscho.

Sobald ich das rote Schalterchen drücke, beginnt Gentscho so zu heulen und zu prasseln, daß sich von seinem kleinen kalten Körper winzige Schauer auf meine Hände übertragen. Ich gebe ihm eins mit der Faust, und das Prasseln hört sofort auf, so daß Gentscho unter der Decke auf lyrisch-sentimentalem Deutsch lossingt:

*Eine Nacht in Zaragossa mit Musik und rotem Wein,
eine Nacht im Paradiese kann doch keine Sünde sein.*

"Ich muß gehen", sagt Mladena. "Morgen werde ich wieder neben dem Apparat einschlafen."

Ich strecke die Hand nach der auf dem Boden liegenden Armbanduhr aus.

"Wie spät ist es?"

"Zwei."

"Noch fünf Minuten."

Sie schiebt das Radio weg, steckt den Kopf unter meine Achsel.

"Will nicht aufstehen."

"Brauchts du nicht."

"Und morgen?"

Ich sage nichts.

"Warum willst du deine Ausbildung nicht beenden?"

"Hat keinen Sinn. Habe keine Lust auf diesen Beruf."

"Warum? Die Kinder lieben dich."

"Ich möchte malen."

"Du malst doch."

"Das reicht nicht."

"Wenn du willst, sehen wir uns nicht mehr."

"Warum?"

"Damit du mehr Zeit hast."

"Zeit habe ich. Es liegt nicht an der Zeit. Ich muß noch einiges lernen."

"Du sagst doch selbst, daß man auf dieser Akademie nichts lernen kann. Du magst doch die Professoren nicht."

"Die Professoren sind Professoren. Man kann auch von den anderen um einen herum was lernen."

"Was für andere? Von den Studenten?"

"Warum nur die Studenten? Es gibt so viele Leute, die malen. Und es ist ja nicht nur das malen. Es gibt so viele Sachen, die man lernen und wissen muß. Man kann sich nicht ein ganzes Leben lang aufs Land verziehen und meinen, ein Maler werden zu können."

"Wieso nicht? Und was ist mit dem Meister³?"

"Was soll mit ihm sein?"

"Der hat sich doch auch aufs Land zurückgezogen."

"Ja, aber wann? Mit fünfzig. Vorher hat er gelernt. Die Welt bereist."

"Ich verstehe."

"Was verstehst du?"

"Verstehe alles."

Wir schweigen. Sie greift zum Radio, dreht am Knopf. Weil der Sender, der vorhin das Lied über Zaragossa gespielt hat, jetzt nur noch ein unaufhörliches Rauschen bringt.

"Gib ihn mir, den Gentscho. Ich mach das."

Während ich das Radio nehme, streift mein Handrücken ihre Wange. Sie ist warm und naß.

"Was machst du?"

"Bitte?"

"Warum weinst du?"

"Blödsinn."

"Du weinst."

"Weine nicht."

Sie weint.

Danach lieben wir uns lange. Wie aus einem verzweifelten Drang heraus, zusammenzukommen und nie mehr auseinanderzugehen. Das Haus, in dem wir uns versteckt haben, ist nicht mehr das, was es eben noch war. Äste schlagen unaufhörlich gegen die Scheiben, von den Dachziegeln fließen unaufhaltsam Tropfen herab. "Der Tag ist in die Nacht verliebt" – diese Zeile Heines geht mir durch den Kopf. Der Tag ist fort. An seiner Stelle liebt der Märzwind die Nacht, und sie – ob wegen ihrer Untreue oder einfach nur wegen seiner heißen Umarmung – weint mit den Wassern des letzten Schnees.

Aus dem Bulgarischen:
Aleko Djankov

³ Der Meister – Künstlername des bekannten bulgarischen Malers Wladimir Dimitrov (* 1. Februar 1882; † 24. September 1960)